



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Erbauliches und Heiteres aus der afrikanischen Kinderwelt

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79004](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79004)

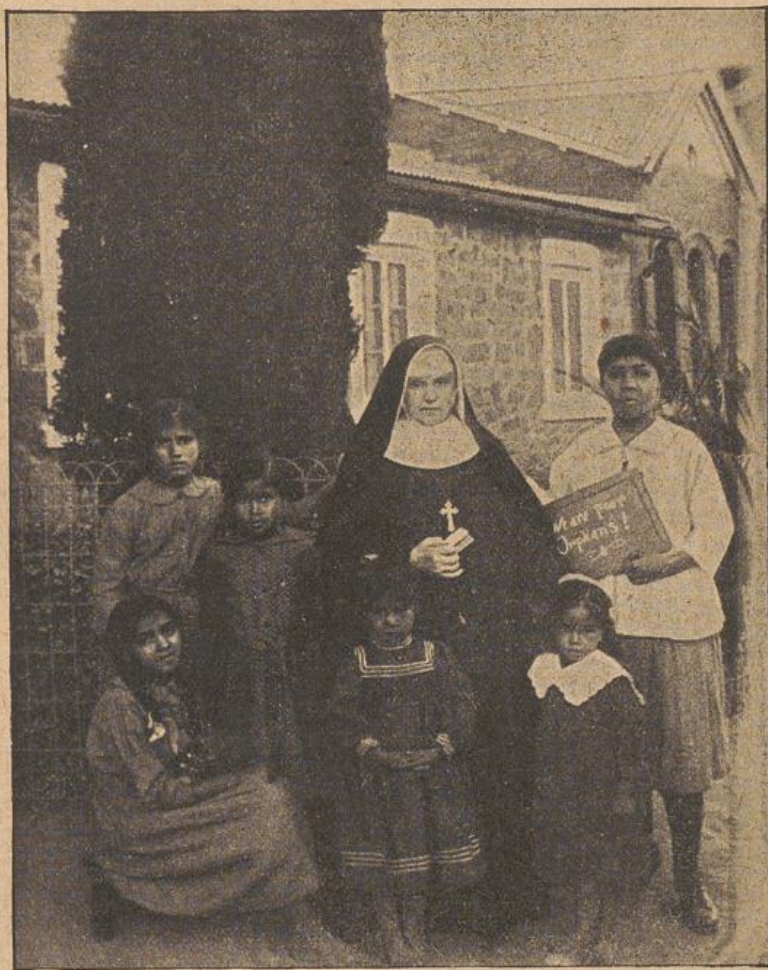
## Erbauliches und Heiteres aus der afrikanischen Kinderwelt.

### a) Klein-Nomteto.

Vom Turme der kleinen Missionskirche in Triashill erkönt das Glöcklein. Der Klang desselben dringt in die naheliegenden Hütten der christlichen Neger und ruft groß und klein zum Gottesdienst. Aber auch in einer anderen Hütte, deren Bewohner noch Heiden sind, hörte man das Glöcklein läuten. Verwundert hatte die kleine Nomteto, ein etwa sechsjähriges krausköpfiges Mägdlein, gelauscht und fragt nun: „Ma, kuyini loku? Mutter, was ist das?“ Ihre Mutter, eine kräftige Kaffernfrau, welche gerade Maisbrei für ihren Mann bereitet, wendet sich zu der kleinen Fragerin und sagt: „Nun, bei den Amaroma müssen die Kinder lernen und beten. Das Glöcklein ruft sie zusammen.“ „Cernen und beten,“ o das möchte Nomteto auch. Voll Sehnsucht bittet die Kleine: „O Mutter, laß mich auch dorthin gehen, aber ehe noch die Kaffernfrau antworten kann, sagt der Vater, ein finsterner Heide, der dem Gespräch bis jetzt teilnahmslos zugehört hatte: „Nein, das geht nicht, die Schwestern sind böse. Sie locken die Kinder zu sich und stecken sie in eine große Kiste. Sieh dort das große Haus. (Er zeigte der kleinen, erschrockenen Nomteto die Missionskapelle.) Dort haben die Schwestern die große braune Kiste, wo sie dich hineinstecken werden, um dich später zu töten. Geh nur ja nicht hin.“ Der Heide meinte mit der braunen Kiste den Altar mit dem Tabernakel, in dem der liebe Heiland wohnt. Mit entsehlten Blicken schaute Nomteto nach dem Kirchlein, dessen Glöcklein soeben ausgklungen hatte. Nein, niemals würde sie dorthin gehen. Voll Schrecken und Mitleid mit den anderen Kindern des Dorfes, packte sie gut auf, welches der Kinder die bösen Schwestern wohl zuerst töten würden. Aber alle Kinder, welche in das große Haus der Missionsstation gingen, kamen glücklich und froh zurück, und sie alle hatten schöne, reine Kleidchen. Die arme, kleine Nomteto hatte nur eine schmutzige Decke zum Umschlagen, kein Röckchen, nicht mal ein Hemdchen. Als nun eines Tages wieder das Glöcklein erklang, faßte unsere Kleine sich ein Herz, lief den Kindern, die zur Missionsstation eilten, nach und stand bald schüchtern und verschämt, in ihre alte, schmutzige Decke gehüllt, vor der Türe des Gotteshauses. Sie wagte nicht, hineinzugehen und beobachtete staunend durch die halbgeöffnete Türe alles, was im Innern des Kirchleins vor sich ging. Ja, das war so ganz etwas anderes als die heidnischen Opferfeste, zu denen ihre Eltern sie zuweilen mitgenommen hatten. Die heilige Messe war zu Ende. Der Gesang verstummt, die Kerzen am Altar wurden ausgelöscht. In geordneten Reihen traten die Kinder, von ihrer Lehrerin, Schwester Amata, geführt, heraus. Da sehen sie Nomteto ängstlich und ganz verschämt hinter der weitgeöffneten Kirchthüre stehen. Im Nu haben sie die Kleine umringt und überschütteten sie mit Fragen. Stockend bringt Nomteto ihren Wunsch vor, in die Schule zu gehen und beten zu lernen. Im Triumph führen die Buben und Mädchen Nomteto zu ihrer weißen Mama, Schwester Amata, die den Vorgang aus einiger Entfernung mitangesehen hatte. Jetzt steht Klein-Nomteto vor ihr und sieht mit fragendem Blick zu ihr empor. Das Schreckbild des Vaters zieht noch einmal durch ihr Köpfschen und läßt das kleine Herz in neu erwachtem Schrecken schneller schlagen. Aber der gütige Blick der Schwester,

die freundlichen Worte verscheuchen alle Angst. Zutraulich reichte sie ihr die Hand, läßt sich ins Haus führen, erhält ein reines Kleidchen und etwas zu essen. Wer war nun glücklicher als unsere Nomteto!

Doch was würde der Vater sagen! Würde er sie nicht sogleich wieder von den guten Schwestern fortholen? Würde sie nicht Schläge bekommen und eingesperrt werden? Der Vater konnte ja so böse werden. Doch die Morgenstunden verliefen ohne Störung. Der Vater ließ sich nicht blicken. Der Mittag kam, es wurde Nachmittag. Sorglos weilte unsere Kleine inmitten ihrer neuen



Mutter Hilaria mit halbweißen Waisenkindern.

Schwestern und Brüder im großen Kinderzimmer der Missionsstation. Plötzlich aber kam ein größeres Mädchen und rief: „Nomteto, verstecke dich schnell, dein Vater ist da, um dich heimzuholen. Er ist sehr böse.“ Schrecken erfaßte alle Kinder. Dann aber sprangen einige auf und drängten Nomteto ins Freie, sie sollte sich vor dem Vater verstecken, indessen Schwester Amata mit dem Vater sprach. Zitternd und zögernd folgte unsere Kleine ihren größeren Gefährtinnen. „Jetzt werde ich sicher getötet,“ so dachte sie. An allen Gliedern bebend, während die Tränen ihre Wangen netzten, folgte sie den voraneilenden Kindern

nur langsam und zögernd zum sicheren Versteck im nahen Bananenwäldchen. Nonteto musterte jeden Baum und Strauch in der sicheren Erwartung, daß die Männer, welche sie töten wollten, sie unvermerkt ergreifen würden. Auf das Drängen der Kinder verbarg sie sich endlich unter dichtem Gestrüpp. In wahrer Todesangst, zusammenzuckend bei jedem verdächtigen Geräusch, wartete sie dort. Ihr Vater durchsuchte in Begleitung der Schwester alle Räume des Hauses. Vergebens, Nonteto war nicht dort, aber wohl eine Anzahl glücklicher Kinder. Er kehrte schließlich nach Hause zurück, und jubelnd holten drei Missionsjünglinge unsere Kleine aus ihrem Versteck. Nun konnte sie bei den guten weißen Schwestern bleiben, ohne Furcht, getötet zu werden. Gar bald erfuhr sie auch, wer in der großen braunen Kiste in der Kirche verborgen war: „Unser Heiland und Erlöser.“ Der göttliche Kinderfreund, der einst in den jüdischen Landen, jetzt aber verborgen in der weißen Brotsgestalt, der heiligen Hostie, ruft: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solchen ist das Himmelreich.“ (Matth. 19, 14.)

### b) Der Regenschirm für die Inkosazana.



Regina war schon der Schule entwachsen und befand sich seit mehreren Monaten im schönen Marienhaus. Es gefiel ihr daselbst recht gut. Das Nähen- und Flickenlernen machte ihrem häuslichen Sinn recht viele Freude und besonders liebte sie die immer ernste, aber freundliche Inkosazana (Schwester), welche nicht müde wurde, sie zu belehren und zu unterweisen in allen häuslichen Arbeiten. An Regentagen blieben die Mädchen oft den ganzen Tag über im Marienhaus am Flechten und Nähen und da erzählte die gute Schwester während dieser trauten Stunden oft gar liebliche Geschichten und Legenden. O, das war ein Genuß, wie schön war es doch im Marienhaus!

An einem solchen Regentag fiel es der guten Regina auf, daß der Regenschirm der Inkosazana schon recht alt und schadhast war, so daß sie, wenn sie ausging, ziemlich naß wurde, trotz des Schirmes. Das war Re-

gina sehr arg und sie überlegte im stillen, wie dem abzuhelpfen sei.

Was mochte so ein Schirm kosten? Wie wäre es, wenn sie, Regina, von ihren kleinen Ersparnissen (die Marienhausmädchen bekommen als Belohnung für Wohlverhalten und Fleiß 2 Schilling per Monat) der lieben Schwester einen Schirm kaufen würde! 3—4 Monate vielleicht, so hoffte Regina, dann werde sie soviel beisammen haben, einen Regenschirm zu kaufen — herrlich, herrlich, es muß gehen!

Und es ging wirklich. O wie viel vermag ein liebendes Herz und ein guter, beharrlicher Wille! Vier Monate waren vergangen, oft trat zwar die Versuchung

heran, lieber für sich selbst ein neues Kleid usw. zu kaufen, aber sie überwand sie und freute sich an dem Gedanken an Inkosazanas neuen Regenschirm. An einem Regentage erhielt sie die Erlaubnis, zum nächsten Store zu gehen, fand dort ein hübsches Exemplar und konnte es ganz stolz bar bezahlen. — Der großartigste Ankauf während ihres ganzen bisherigen Lebens war abgeschlossen.

Voll Freude, Glück und Stolz trat sie, den neuen, mühsam errungenen Schirm in der Hand, den Heimweg an. Es regnete stark, ja in Strömen, aber der kostbare Schatz mußte in den gleichmäßigen Falten aufgerollt bleiben, und statt daß sie mit dem Schirm sich selbst geschützt hätte, schützte sie mit ihrem Kopftuch den Schirm. Sie drückte ihn sorgsam eingewickelt fest an sich und eilte barhaupt dahin.

Mehrere Leute begegneten ihr. Sie hatten wohl den Griff bemerkt und sagten verwundert: „Ja, Mädchen, spann doch deinen Schirm auf!“ „Das ist ja Inkosazanas Regenschirm,“ gab Regina jedesmal, denselben ganz ehrfürchtig betrachtend, zur Antwort, während ihr das Wasser vom krausen Wollhaar in ganzen Bächlein übers Gesicht floß.

Da traf Regina mit einer jungen Christenfrau zusammen, welche sie freundlich einlud, den Weg mit ihr zusammen zur Station zu machen; sie hatte den Schirm ebenfalls sofort bemerkt und dachte, der wäre groß genug für uns beide. Nach einer Weile sagte sie: „Regina, bist du denn auch geschickt, daß du deinen Schirm während des gräßlichen Regens geschlossen hältst?“ Regina schaute die Frau freundlich an, lächelte in sich hinein und dachte: „Wohl, wenn das nur mein eigener Schirm wäre, aber es ist ja der Schirm unserer Inkosazana, der nagelneue — und nagelneu soll sie ihn aus meiner Hand erhalten.“

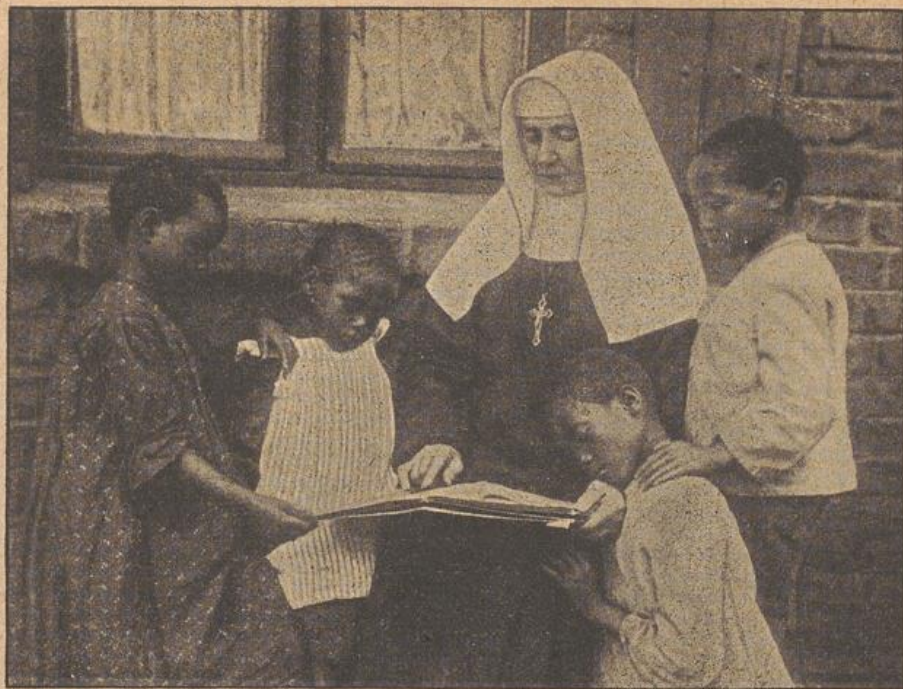
Noch eine kleine Viertelstunde, dann hatte sie das Marienhaus erreicht. Vor der Haustüre stand zufällig die Inkosazana, wie wenn sie schon auf den neuen Schirm gewartet hätte. Gleich nach dem Gruße drückte sie ihr Verwundern aus und meinte, warum Regina doch nicht diesen Schirm aufgespannt, sondern fest in ihr Kopftuch gewickelt hätte und so patzschnaß wäre? Regina lachte freudig auf und sagte: „Das ist dein Regenschirm, Inkosazana! — Ich habe ihn dir von meinen Ersparnissen gekauft — ich wollte ihn nicht über mich aufspannen, akufanele loku! (das paßt sich nicht.)“ Nicht nur die Inkosazana, sondern alle Marienhausmädchen freuten sich und jedes mag wohl gedacht haben: „Unsere Regina ist doch recht brav!“ —

Ehrfurchtsvoll wurde Inkosazanas neuer Schirm betrachtet, diese aber nahm ihn dankend, eine Träne im Auge, aus der Hand der schüchtern zu ihr aufblickenden Regina.

### **C) Verurteilung und Lebensgeschichte eines Wilddiebes und Raubmörders.**

Ich saß in meinem Stübchen und schrieb; draußen spielten unsere lieben schwarzen Kinder, und ihr silberhelles Lachen drang zu mir herein.

„Sie saßen so fröhlich beisammen und hatten einander so lieb.“ — Ach, wenn es doch immer so blieb, — dachte ich, als plötzlich ein Heidenlärm entstand und mich aus meinem Sinnen aufscheuchte. Was hatten doch die wilden Buben angefangen, daß plötzlich solch ein Geschrei, ein Laufen und Rennen selbst unter den kleinsten, friedlich mit Steinchen spielenden Mägdlein entstanden



Gemütliches Plauderstündchen.

war? — „Wir haben ihn, wir haben ihn, den Wilddieb, den Landstreicher, den Bösewicht, den Ruhestörer, den Raubmörder!“ so schrie es wild durcheinander und eine ganze Horde Knaben mit Knütteln und Stöcken, mit Steinen und Messern nahnten sich meiner friedlichen Klosterzelle, ein Etwas, eine Jammergestalt, bluttriefend, hinkend, den Kopf fast ohnmächtig vor Angst und Entsetzen tief auf die Brust gesenkt, in ihrer Mitte schleppend.

Zu Gericht, Inkosazana, schrie der größte und kühnste der Schulknaben — Napoleon nannten wir ihn —, jetzt muß er bekennen, was er alles verbrochen hat. Er soll und muß uns unsere guten Namen wieder zurückerstatten. Hast du nicht selbst oft gemeint, ob nicht einer von uns dieser heimliche Eier-, Hühner- und Entendieb sei? — Jetzt ließen sich auch die kreischenden hellen Stimmchen der Kleinen hören; ja, ja, er soll uns sagen, warum er unser liebes Kästchen gemordet hat und unsere weißen Häschen, womit wir gespielt haben — und deine schöne Lieblingstaube „Schneewittchen“, wer hat sie gefangen?! — Ach, immer toller wurde das Kriegsgeschrei, so daß mir samt dem armen Abel-täter fast Hören und Sehen verging. — Hätte ich den Armsten nicht zu schützen gesucht, wahrhaftig, sie hätten ihn vor meinen Augen gehncht und mit Steinen fast tot geworfen. „Nein, Knaben,“ gebot ich, „er soll nicht so jämmerlich sterben müssen, hat er auch viel gefehlt, wir müssen ihm Zeit zur Besserung geben. Sehet euch im Kreise, madoda, komm nun, Napoleon, haltet ihn fest!“ O, an ein Entrinnen ist nicht mehr zu denken, meinte geringschätzend der dicke Pro, den Strick, womit der Gefangene gefesselt war, aber dennoch fester ziehend.

Alles stille. Sie saßen im Kreise, die Mädchen in respektvoller Entfernung. Die Inkosazana mit Napoleon und Karl führten den Vorſiß. —

Humani nitsho, „richtet“ donnerte Napoleon, „gabo“, wehrte Karl, erst all seine Schuld aus Tageslicht fördern, ja am besten ist, wir lassen ihn selbst reden.

wie die Inkozana meinte — stimmten die den Verurteilten rund im Kreise einschließenden Knaben.

Er aber senkte wie in Beschämung sein Haupt, nur einmal wagte er seinen Blick zu erheben, und das geschah so scheu, so jämmerlich, daß ich nicht umhin konnte, mit beredter Zunge seine Verteidigungsrolle zu übernehmen.

„Knaben,“ sagte ich, „ehren wir die Zerknirschung des unglücklichen Verbrecher; laffet uns mitsammen seine Herkunft, seine Erziehung, seinen Wandel und seine Lebensweise betrachten und wir werden milder über sein Vergehen urteilen.“ Ein dankbarer, scheuer Blick schien mich bei diesen Worten von Seiten des Verurteilten zu treffen.

Ich beginne also: „Der arme Angeklagte kauert hier vor uns (er ist inzwischen wie von selbst wie in die Knie gesunken), er ist in unseren Augen ein Wilddieb, ein Landstreicher, ja sogar ein Raubmörder, aber bedenken wir, er ist ein armer Wildling, ohne Gesetz! Noch dazu im Knabenalter, der Sohn eines sehr diebischen, verschlagenen, listigen Volkes, der Sprößling eines blutgierigen Stammes, welcher wild, ohne Sitte und Gesetz, in dunklen Wäldern seine Wohnsitze aufschlägt, welcher sozusagen nur von Raub und Diebereien lebt. Nachdem er, der Unglückliche, so gar keine Erziehung genossen, wild und nackt herum gelaufen ist, von seinen Vorfahren so gar nichts anderes gesehen hat, als Rauben und Stehlen, — wie sollte er anders sein! —

Aber höret, jedes Wesen, sei es das böseste und verkommenste, hat etwas Gutes an sich, so auch unser Angeklagter. Erstens ist er sehr listig und klug. Zweitens hat er auch manch gutes Werk getan, und wenn er selbst reden könnte, — aber ihr habt ihm ja den Hals so zugeschnürt und seine Denkerhirne blutig geschlagen —, dann würde er wohl zu uns sagen:

„Als unschuldig Verfolgter, schwer Verleumdeter sitze ich hier vor euch, und doch war immer mein Streben, der Menschheit zu nützen — den Tieren wohl zu tun. Habe ich nicht die Acker der Farmer von der Menge gefräßiger Mäuse befreit? — Habe ich nicht manches Häschen, das in die Schlinge geraten war, von dem langsamen Tode erlöst und in liebender Weise ihm sein Leiden verkürzt, während es sich am Ende noch gar hätte braten lassen müssen? — Habe ich nicht manchem Rehe seine unbändigen Jungen gezüchtigt, indem ich so ein oder das andere ungehorsame Kitzchen zum warnenden Beispiel für andere verspeiste? — habe ich nicht so manchen frierenden Menschen mit meiner eigenen Haut erwärmt? — Doch: ‚Undank ist der Welt Lohn.‘ Ja, ja, ich hätte meinem Vater besser folgen sollen! Der sagte: ‚Sei vorsichtig und mißtrauisch und mache keine Freundschaft — weder mit Menschen noch Tieren, denn alle sind unsere Feinde. Selbst unserer Verwandtschaft traue nicht, denn Falchheit und List ist ihr Charakterzug. Wer viel hat, dem nimm viel, wer wenig hat, dem lasse auch von dem wenigen noch etwas.‘

Das, liebe Kinder, ist wohl ganz genau der Gedankengang unseres armen Bösewichtes, und soll ich ihn weiter ausspinnen und euch seine ganze Lebens- und Leidensgeschichte klarlegen, von seinem ersten Fehlritte bis zu seinem letzten, dann wird es wohl folgender sein:

Ich vermute seine Heimat da unten im „Hennegau“, nahe bei der frisch sprudelnden Quelle, dort habt ihr, liebe Knaben, schon öfter solch Gesindel seines Stammes entdeckt, wie ihr mir erzählt habt, dort wird wohl sein Stammschloß sein; in seiner tief versteckt liegenden Burg und den dunklen Gängen

verstand sich Herr Fuchs, Edler von Reineke, gut zu verbergen, meint ihr nicht auch? Seht, er zwinkert schon mit den Augen, er ist von dort her. — Er fand die Gegend reizend schön und zur Jagd günstig, gibt es doch beim Wasser dort Fische in Hülle und Fülle und konnte er sich die eine oder andere Forelle zum Fastenschmaus gut schmecken lassen. Wildpret und Häschen gibt's auch genug im Hennegau, dann erst die vielen Hennen, von welchen er trotz des treuen Haushahnes eine um die andere entführte! —

Dort legte er sich oft ins Moos, um in Wahrheit zu fühlen, wie das Sprichwort sagt: Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhelissen! Große Abeltaten hatte er ja eigentlich nicht verbrochen, er war mit wenigem zufrieden, nahm, was er eben erwischen konnte, und — wer kann's ihm verargen, daß er eines Tages unsern großen Gänserich, der immer den Gänsen voranzog, als wäre er gescheiter als die andern dummen Gänse, beim Hals packte und erwürgte? Unsern Häschen ist es auch nicht besser gegangen. Aber da meinte wohl der Wilddieb, er tue ein gutes Werk, denn er hörte und sah, wie man sie bereits zum Fettwerden ins Kästchen sperrte, um sie am nächsten Sonntage zu braten. Und unsere schöne, schwarze Henne, wo ist die hingekommen?“ „Zehn arme Waislein hat sie unverorgt hinterlassen,“ schrie da plötzlich zorn-erfüllt die kleine Greti drein. „Ja, nun, die ist ihm halt auch auf seinen Streifzügen begegnet und offenbar hat ihn ihr dummes Angstgeschrei und Flügelstreicheln vor ihm, dem edlen Herrn, recht geärgert.“

„Was hat der arme Angeklagte noch alles angestellt?“ „Unser junges Käschchen, meine Mizi, die hat er auch umgebracht, wer anders soll's gewesen sein als er!“ — ruft weinerlich die dicke Anna schnell dazwischen.

„Ja, das kann ich mir leicht erklären, die hat ihm die nötige Ehre nicht erwiesen, ihn wild angefaucht oder gar einen Katzenbuckel gemacht, dafür mußte er sie Anstand lehren. — Das ist auch um die Zeit gewesen, wo Schmalhans Küchenmeister war, er konnte gar nichts Eßbares mehr auffinden, alles war verschlossen und vor ihm, dem bekannten Dieb, geflüchtet. Da blieb ihm wohl oft nichts anderes übrig, als so einem armen Fröschlein den Weg zu versperren und vorher mit ihm noch ein ganz freundliches Zwiegespräch zu halten: „Armes, unglückliches Wesen, wenn ich dich nicht rette, kommt so ein langbeiniger Storch und zerhackt dich grausam mit seinem Schnabel!“ — Also seht, wieder eine gute Tat, — welch' gutes Herz hat doch bei seinem schlechten Leumund unser armer Angeklagter! Ja, wenn die Menschen wüßten, nicht wahr Herr Reineke Fuchs, welch' gutes mitleidiges Herz du hast, — sie hätten dich längst zum Ehrenvorstand des Tierschutzvereines gewählt.

Sie wären dir nicht einmal böse gewesen, als am Ententeich ein Duzend junge Enten, die kreuz und quer lustig herumplätscherten, von dir eine tüchtige Lektion bekamen. Darüber kam die alte Ente zornenbrannt und von Rachegefühle laut schreiend vom Ufer herabgeflogen; sie hat dich doch verraten und hat den Jungens hier den Weg gezeigt, dich zu finden!“

„Ehe, ehe,“ rief's nun aus vielen Kehlen, „und jetzt wollen wir das Todesurteil über ihn verhängen.“ „Auf den Galgen soll er, der Dieb, der Mörder, — nein, steinigen wollen wir ihn,“ schrien die andern und schon machten sie Miene, dem Fuchslein den Garaus zu machen.

Aber da rief ich dazwischen: „Nein, Jungens, nicht so quälen dürft ihr den Missetäter — sterben soll er — denn Blut für Blut, Kopf für Kopf, aber laßt



uns eine edlere, rasche Todesart wählen — er soll als ein Keineke von Fuchs vornehm sterben — ein Schuß durch seine Denterstirne und dann ist ihm Gerechtigkeit widerfahren!“ Gesagt, getan; er wurde abgeführt und auf einsamer Stelle, nahe des Steinhaufens, hatte er, der so lang Gesuchte, der Verfolgte, der Wilddieb und Raubmörder, sein vielbewegtes Leben beendet. Endlich ist wieder Ruhe. — — —

Ich sitze und schreibe, und weil ich heute gerade nichts Besonderes zu berichten habe, so soll einmal unser vierfüßiger Wilddieb Keineke Fuchs in die lustige Ecke kommen.

Schw. M. Engelberta.

